

Wolfgang Huber

Predigt im Gottesdienst zu „15 Jahre Nagelkreuzzentrum Potsdam“

Nagelkreuzkapelle Potsdam, 23. November 2019

Micha 6, 6-8

I.

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist“ – immer wieder bleibe ich schon an den ersten Worten hängen, mit denen der Prophet Micha den Rauch von Brandopfern, ja auch von Menschenopfern vertreiben will. Er schildert die Opfer an Kälbern, Widdern, Öl, ja auch an Menschen. Er schildert den Irrweg, auf den sogar Abraham sich führen ließ, als er meinte, den eigenen Sohn Isaak opfern zu müssen, ja opfern zu dürfen, um vor Gott bestehen zu können. All diesen Rauch, der in den Augen brennt und den Atem verschlägt, wischt der Prophet beiseite und erklärt: „Es ist dir gesagt, was gut ist.“

Auch heute zieht Rauch auf, der die Aussicht verstellt und die Klarheit vernebelt. Ersatzhandlungen mit Kälbern, Widdern und Öl sind seltener geworden, Menschenopfer dagegen umso zahlreicher. Von den mörderischen Schüssen in Halle, durch die zwei Menschen starben, stellvertretend für die jüdische Gemeinde des Ortes, die am Jom Kippur, dem Tag der Versöhnung, als Ganze umgebracht werden sollte – so wie das millionenfach schon früher geschah – bis hin zu dem mörderischen Messerstich am 19. November in Berlin, durch den ein Prominenter in einer wahnhaften Vorstellung von Sippenhaft sein Leben verlor: der Rauch dieser Wochen zeigt mir eher, was böse, als was gut ist. Die Ereignisse, von denen ich spreche, sind nur Beispiele aus der Nähe, aus dem unmittelbaren Erleben, aus eigener Betroffenheit. Wie viel mehr verdunkelt sich der Blick, wenn wir weiter schauen – auf kriegerische

Gewalt im Nahen Osten, auf Migranten, die um den Preis größter Lebensgefahr Wege ins Freie suchen, auf politische Gefangene, denen sogar ein derart gefährlicher Weg in die Freiheit nicht offen steht, auf Politik, die den Hunger organisiert statt der Nahrung. In Brasilien wird innerhalb eines Jahres ein Regenwald von der Größe Zyperns gerodet, aber der Ausruf „Gott, muss das sein“ gilt trotzdem den Ferrari-Piloten beim brasilianischen Autorennen zur Weltmeisterschaft der Formel I, nicht dem Amazonas. Wo ist da noch zu erkennen, was gut ist und was der Herr von uns fordert?

II.

Manchmal dringt Klarheit durch den Rauch. Als die Flammen erloschen waren, in denen nach einem deutschen Luftangriff die St. Michaels-Kathedrale in Coventry untergegangen war, entstand aus den Nägeln, die vom Feuersturm im Dachstuhl übrig geblieben waren, eine neue Klarheit. Was die nationalsozialistische Propaganda als „Coventrieren“ bezeichnet hatte, wurde zum Ausgangspunkt einer unerwarteten, ja unverhofften Konversion. Die im Verderben übrig gebliebenen Nägel wurden zu Versöhnungskreuzen – nicht um sich mit der Geschichte zu versöhnen, sondern um im Licht der Geschichte für das eigene Versagen um Vergebung zu bitten, um Vergebung, aus der Versöhnung wächst. So wie gemäß den alttestamentlichen Propheten nicht nur Pflugscharen für Kriegszwecke zu Schwertern umgeschmiedet, sondern auch Schwerter zu Pflugscharen verwandelt werden, so sollen auch heute nicht mehr nur Kirchenglocken eingeschmolzen und zu Kanonenkugeln gegossen werden, sondern auch Kanonenglocken zu Kirchenglocken verwandelt werden, Kasernen zu Gymnasien, Generalswitwenheime zu Grundschulen und eine Garnisonkirche zum Ort der Versöhnung und des Friedens. Dass das möglich ist, darauf vertrauen wir – im Zeichen des Nagelkreuzes von Coventry.

Konvertieren statt Coventrieren: darin sehen wir die Aufgabe an diesem Ort: in der Nagelkreuzkapelle wie in dem Turm, der direkt neben ihr und vor unseren Augen in die Höhe wächst. Auf dem Weg solcher Konversion wollen wir Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor unserem Gott.

III.

In diesem Sommer besuchte ich zusammen mit meiner Frau Ruanda, 25 Jahre nach dem schrecklichen Genozid, der in einhundert Tagen einer Million Menschen das Leben geraubt hat. Mich beschäftigte nicht nur die Frage, wie das damals geschehen konnte. Mich bedrückte, in welchem Ausmaß das mörderische Chaos das Resultat perfekter Organisation war. Wie viele Macheten wurden vorher in den Häusern verteilt, damit sie rechtzeitig verfügbar waren, nicht um Gestrüpp zu beseitigen, sondern um Menschen zu ermorden? Und warum sah die internationale Gemeinschaft weg, statt hinzuschauen, ja hinzugehen, auch mit den Blauhelmen, die nicht verstärkt, sondern abgezogen wurden, als der Völkermord begann? Ich fragte mich nicht nur, warum Ruanda danach nicht den Weg Südafrikas ging, der auf *Wahrheit* und Versöhnung gerichtet war, sondern *Einheit* und Versöhnung auf seine Fahnen schrieb. Wir besuchten auch Gedenkstätten für die Opfer des Genozids; unter ihnen erschütterte mich keine so wie die katholische Kirche in Nyange, die mit Zustimmung ihres Pfarrers zerstört wurde, als dreitausend Menschen in ihr Zuflucht gesucht hatten. Sie alle wurden Opfer der Zerstörung. Kann das Mahnmal, das nun an der Stelle der alten Kirche steht, die Erfahrung des Bösen in die Gewissheit des Guten verwandeln?

Meine Zuversicht wuchs, als ich den Versöhnungsinitiativen der Presbyterianischen Kirche begegnete. Sie schließen die Nachfahren der Ermordeten ebenso ein wie Täter, die nach der Verbüßung einer

Haftstrafe wieder in das Leben in Freiheit und Gemeinschaft zurückfinden wollen. Beiden Seiten konnten wir zuhören, den Hinterbliebenen, denen auch nach einem Vierteljahrhundert die Tränen in den Augen traten, als sie von dem Leid sprachen, das sie seitdem begleitete, und ebenso den Tätern, denen auch in diesem Kreis die Worte nur schwer über die Lippen kamen, mit denen sie ihre Taten bekannten und darum baten, Glieder einer Gemeinschaft auf dem Weg zur Versöhnung sein zu dürfen. Nachbarschaftshilfe ist die schlichteste, elementarste Form, in der Täter und Opfer zusammenkommen. Rechtzeitige Hilfe beim Bruch eines Wasserrohrs oder einer Fensterscheibe sagt mehr als Worte. Im Alltag füreinander einzustehen ist eine Form, in der Versöhnung gelebt wird.

In dem Land, in dem sich eine der größten humanitären Katastrophen der jüngsten Geschichte ereignete, wuchs mein Zutrauen: Konversion ist möglich, der Rauch des Bösen kann dem Guten weichen. Uns ist gesagt, was gut ist: Gottes Wort zu halten, das uns gebietet nicht zu töten, Liebe zu üben, wo der Hass regierte, und aufmerksam mitzugehen mit unserem Gott, der uns neue Wege weist, wo wir bisher nur Sackgassen erblicken konnten.

IV.

Unvergleichlich viel größer noch als der Genozid in Ruanda ist die Katastrophe, die von unserem eigenen Land ausging. Vor wenigen Wochen haben wir uns an den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor achtzig Jahren erinnert, der fünfzig Millionen Menschen den Tod brachte. Nächstes Jahr werden wir an das Ende dieses Krieges vor 75 Jahren denken. Wir werden dabei vor Augen haben, dass es nach diesem Kriegsende noch zwanzig Jahre dauerte, bis Kirchen auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs zum ersten Mal wagten, von Versöhnung zu sprechen: die Evangelische Kirche in Deutschland mit ihrer

Ostdenkschrift und die katholischen Bischöfe von Polen mit dem unvergesslichen Satz „Wir bitten um Versöhnung und gewähren Versöhnung“.

Solche Vorgänge beschreiben den Geist, in dem wir auch hier, am Ort der ehemaligen Garnisonkirche von Versöhnung reden wollen – nicht weil wir uns mit der Vergangenheit versöhnen wollen, sondern weil wir im Angesicht dieser Vergangenheit als Versöhnte leben und Versöhnung stiften wollen. Dafür steht das Nagelkreuz: auf Augenhöhe, damit wir es nicht übersehen. Dass es diesem Ort vor fünfzehn Jahren verliehen wurde, war und bleibt ein großes Geschenk. Es nie zu übersehen, ist eine bleibende Verpflichtung.

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nichts als Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“ Amen.